

VOM ANDEREN DEUTSCHLAND 1933—1945

Deutschland im Exil

Die Sache, die uns zusammengeführt hat, liegt nun weit zurück in der Zeit, sie ist historisch geworden. 1968 wurde in Luxemburg eine Ausstellung eröffnet, die die deutsche Literatur im Exil 1933—1945 veranschaulichte. Wer half, die Dinge hervorzubringen, welche in der Ausstellung gezeigt wurden, ist im Begriff, alt zu werden, wenn er damals jung war, ist sehr alt, wenn er damals schon alterte, oder ist tot. Tot sind die Bedeutendsten, Berühmtesten unter den deutschen Schriftstellern und Dichtern, welche der Emigration zugehörten, Heinrich und Thomas Mann, Bertold Brecht, Alfred Döblin, Franz Werfel, Lion Feuchtwanger, um aufs Geratewohl einige von ihnen zu nennen. Diese Ausstellung zeigte die Bücher, Zeitschriften, Zeitungen und Briefe der Vertreter des anderen Deutschland, damals über fünf Kontinente verstreut. Es gab im Exil eine wissenschaftliche, politische und belletristische Literatur. Einige politische Schriften vollbrachten es, daß sich die Weltmeinung gegen die Diktatur in der Heimat richtete. Freilich, dreißig Jahre vor dieser Ausstellung, also 1938, hätte man sich ein Unternehmen so offiziellen Charakters wie diese Ausstellung zu Ehren der exilierten Literatur nicht träumen lassen. Aber es wird nicht viel helfen, sich heute noch in die Gefühlslage der dreißiger Jahre zu versetzen.

Der eigene Charakter, das eigene Ich nimmt eine andere Gestalt an im Lauf der Jahrzehnte. Zwischen dem Damals und dem Heute liegt zu viel, zu viel Schlimmes und dann zu viel radikal Neues, als dass dem grossen Zusammenhang gegenüber Ironie das Passende wäre. Auch möchte ich nicht verfehlen, den guten Willen anzuerkennen, der eine Bilanz des anderen Deutschland zog. Befriedigung? Ja nun, dem Andenken der Menschen, die im Leben niemand ehrte und niemand hörte, die am Fehlen jedes Echos zugrunde gingen, die, so manche von ihnen, sich töteten, in der Angst, ihren eigenen Landsleuten in die Hände zu fallen, in hoffnungsloser Ermüdung der Seele — ihrem Andenken ein wenig Ehre angetan zu sehen, wird man als gerecht empfinden. Aber die Gerechtigkeit kommt spät.

Überhaupt konnte der Gang der Geschichte nie dazu angetan sein, den deutschen Emigranten Befriedigung zu bereiten. Sie waren keine Deutschen mehr und waren es doch; sie lebten, zur Not toleriert, in Gastländern, zu denen sie nicht gehörten. Ich rede von den meisten, nicht von den glücklichen Ausnahmen, die eindeutige Gefühle hegten. Eindeutig war ihr Haß gegen den Feind, der so viele friedliche, glückliche Länder überfallen hatte und quälte; eindeutig war ihre Freude, als diese nach fünf Jahren von diesem Alb befreit waren. Ich habe miterlebt, wie die Befreiten jubelten. Nach dem Zusammenbruch kam ich nach Deutschland. Da war nun kein Jubel, obwohl ja auch so mancher Deutsche sich befreit fühlte. Da war, im Herzen des Zurückkehrenden, nur Scham; Scham über die unsagbaren Greuel, derer seine eigene Nation sich schuldig gemacht hatte; Scham auch über die Rache, von der sie nun ereilt wurde. Sicher doch, wir hatten Recht behalten, zweimal; der weiten Welt gegenüber, die wir jahrelang vergeblich davor gewarnt hatten, dass das Scheusal Krieg machen würde und welche Art von Krieg; den Deutschen gegenüber, denen wir prophezeit hatten, was dieser Krieg auch für sie zum Schluss bedeuten würde. Aber es ist nicht schön, auf solche Weise Recht zu behalten. Hier liegt ein Wesensunterschied zwischen den Menschen der Resistance hier in Luxemburg, in Holland, in Frankreich und anderswo auf der einen Seite, und den Menschen des deutschen Widerstandes auf der anderen, ob sie emigrierten oder im Land blieben. Er war in der Natur der Dinge; in dem gespaltenen Verhältnis des Emigranten zum Hauptkonflikt jener Jahre.

Bei weitem nicht alle deutschen Emigranten waren Schriftsteller; natürlich nicht. Man könnte heute, dreißig Jahre nach Kriegsende, ebensowohl eine Ausstellung organisieren, »Deutsche Wissenschaft im Exil«, und die könnte imposant genug sein, oder »Deutsche Musik im Exil« oder einfach »Deutsche Arbeit im Exil«. Das andere Deutschland war auf allen Gebieten äußerst schöpferisch. Und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, manches hat sie der Freien Welt gebracht, damit die Tyrannei besiegt werden konnte. Aber es ist nun einmal durch das Wort, durch das Bejahung oder Verneinung, Protest und Hass, Furcht und Hoffnung sich artikulieren; in diesem weitesten Sinn ist jede Emigration, insoweit sie aktiv ist und auf das Land, aus dem sie kam, bezogen blieb, eine literarische. Der Ingenieur kann die ihm spezifische Arbeit unter jeder Regierung, auch der Tyrannei, mit leidlicher Bequemlichkeit tun; die öffentlichen Dinge berühren ihn, weil oder wenn er neben seinen beruflichen Interessen noch weitreichende kennt. Der Schriftsteller ist in einem anderen Fall. Sein eigenstes Handwerk verbindet ihn mit dem Bereich, in dem Gedanken gedacht, Sprache geformt, Moral gesetzt, Zukunft bestimmt wird; verbindet ihn unvermeidlich auch mit der Politik, da nämlich, wo Politik selber beansprucht, allumfassend zu sein — wie faschistische Politik diesen Anspruch erhob. Es

ist darum kein Wunder, dass mehr Schriftsteller als Ingenieure das Reich Adolf Hitlers verliessen.

Bekanntlich waren zahlreiche Schriftsteller jüdischer Herkunft dabei. Aber es wäre ganz falsch, die literarische Emigration Deutschlands mit einer jüdischen gleichzusetzen und ihr so das Gepräge des Zwanges zu geben. Ich brauche Ihnen den Katalog gewichtiger Namen, welcher diese ehemals verbreitete Auffassung widerlegt, nicht herzuzählen. Übrigens verliessen auch die jüdischen Schriftsteller Deutschland in den Monaten nach der Machtergreifung nicht, weil sie Juden, sondern weil sie Schriftsteller waren. Die allermeisten Juden anderer Berufszweige blieben zuhause, blieben zu lange dort zu ihrem Unglück, weil sie nicht glauben konnten, was ihnen bevorstand, so wenig Europa begriff, was ihm bevorstand.

Deutsche Literatur im Exil. Ich will sie nicht in höchste Höhen heben, schon allein darum nicht, weil ich kein gelehrter Kunstrichter bin, also einer bin, dem fachliches Urteil gar nicht zusteht. Aber soviel darf der Laie doch sagen: Eine Sammlung von Gedichten, zu denen Thomas Manns »Joseph« Roman und »Doktor Faustus«, zu denen Hermann Brochs »Der Tod des Vergil«, Robert Musils »Der Mann ohne Eigenschaften«, Heinrich Manns »Jugend des Königs Henri Quatre« gehören, zu denen Bertold Brechts »Mutter Courage« gehört, zu denen die späte Lyrik Franz Werfels gehört, zu denen die tiefen, politischmoralischen Untersuchungen Hermann Rauschnings, die Essays Walter Benjamins, die Publizistik Leopold Schwarzschilds gehören — eine solche Ansammlung, in aller ihrer Mannigfaltigkeit und inneren Heterogenität, hat, als sie entstand, dem Schönen, dem Wahren, dem Richtigen, dem Kämpferischen gedient. Jene, die sie schufen, und viele andere, ich kann und muss sie nicht alle nennen, haben in der Tat ein »anderes Deutschland« repräsentiert. Sicher, der Ausdruck ist abgegriffen, er ist schwankend, vieldeutig, er kann sogar gefährlich sein. Für den Augenblick meine ich nur dies: die Schriftsteller im Exil hatten mit dem deutschen Staat, wie er damals war, nichts zu tun, sie verneinten ihn zur Gänze und wurden zur Gänze von ihm verneint. Diese Verneinung, diese Unabhängigkeit und Freiheit von dem, was im deutschen Staat von Staats wegen gesprochen und getan wurde, haben sie alle gemeinsam gehabt, sie mochten übrigens wenig gemeinsam haben, mochten Konservative sein oder Revolutionäre, Romantiker oder Sozialisten, oder auf gar keinen Nenner gehorchend.

Wissenschaft ist international. Praxis, Handel und Gewerbe ist international. Aber Literatur ist an die Sprache gebunden und an die unendlich vielen Bezogenheiten und Erlebnisse, welche in der Sprache nisten. Ein Schriftsteller ohne Land ist darum wie ein vertriebener König; dieser hat keine Untertanen, jener kein Publikum. Die Zahl potentieller Leser wurde immer geringer in dem Masse, in dem die Politik des deutschen Staates sich von Erfolg zu Erfolg frecher und frecher verwirklichte. Zudem musste die Sprache

den Schriftsteller isolieren in dem Lande, in dem er gerade ein unwillkommener Gast war, denn er hatte ja nichts als die Sprache, seine Sprache, als Handwerkzeug, als Ausdrucksmittel, von dem das Auszudrückende nimmermehr zu trennen war.

Ich sage, ein unwillkommener Gast. Das Europa der späten dreissiger Jahre war arm und eng, verängstigt und unwirsch gegenüber den Fremden. Das Regime Adolf Hitlers war nicht beliebt, aber jene Deutschen, welche Hitlers Herrschaft sich unter Protest entzogen hatten, waren auch nicht beliebt. Mit seinen eigenen Behörden nicht en règle zu sein, ohne gültigen Pass zu sein, hat immer etwas, was Verdacht erweckt. Die Frage: was wollen Sie eigentlich hier, wie lange werden Sie bleiben, wann gehen Sie wieder fort—wie oft haben wir sie gehört, und nicht einmal bloss aus dem Mund von Bürokraten; wie zeitverderbend, nervenaufreibend, entwürdigend, waren die Plackereien, die man hinter sich bringen musste, um irgendwo ein stets gefährdetes, befristetes und unbeschränktes Aufenthaltsrecht zu erhalten. Darüber sind Bücher erschienen, eines in der Schweiz mit dem Titel »Das Boot ist voll«, und sie sind recht amüsant zu lesen; weniger amüsant war, selber zu erleben, was in ihnen nun rückblickend erforscht wird. Vor Jahren hat, wie wir hörten, die niederländische Regierung der griechischen vorgeschlagen, die politischen Gefangenen Griechenlands zu übernehmen und ihnen in Holland ein Asyl zu gewähren. Das Angebot zeigt, um wieviel reicher, glücklicher und generöser Westeuropa heute ist, als es vor dreissig Jahren war.

Freundschaft und Hilfe, welche die Schriftsteller im Exil erfahren, dürfen aber in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden. Ich denke zum Beispiel an den holländischen Verleger Querido, der die Bücher der Emigranten zu drucken wagte und durch ein klug organisiertes System bescheidener Renten so manche Existenz jahrelang über Wasser hielt; ich denke an ähnliche Hilfeleistungen meiner Freunde Oprecht vom Europa-Verlag in Zürich. Emanuel Querido ist später selber von den Nazis verschleppt und ermordet worden; er hatte geholfen, aber ihm half keiner. Ich denke an alle hilfsbereiten und mutigen Menschen, die in Frankreich, in der Tschechoslowakei, in Jugoslawien, England, Kanada, Australien und in anderen Ländern Flüchtende und Asylsuchende aufnahmen. Viele brachten die Emigranten in ihr Haus und betreuten sie wie ein Mitglied ihrer Familie. Viele solcher persönlicher Hilfeleistungen sollten hier Erwähnung finden, aber das Gesamtbild bleibt wie es ist.

Es war nicht nur die wirtschaftliche, die bürokratische Misere. Es war die ungeheuerliche Schwierigkeit, inmitten einer fremden, gleichgültigen und kalten Umgebung, sich gegenüber dem höhnischen, immer wachsenden, immer triumphierenden Erzfeind, die eigene geistige und künstlerische Identität zu erhalten, schöpferisch zu bleiben, die auszusagende Substanz und die Form der Aussage zu finden. Der Künstler muss seine Seele intakt halten; ein hoffnungs-

los vereinsamer, ein seelisch zerrissener, ein verzweifelter Schriftsteller, was kann er zu bieten haben, das dem Publikum gefällig wäre?

Verständlich, dass der historische Roman in der Exil-Literatur eine bedeutende Rolle spielt. Hier war wenigstens der Stoff vorgegeben, und man konnte das eigene geschichtliche Erleben mit ihm vermählen. Verständlich auch, dass die Literatur im Exil viel Autobiographisches enthält. Wer nichts mehr besass als sich selber, als seine Erinnerung und seinen Kummer, der erzählte davon, und es war nur die Frage, ob auch jemand ihm zuhören wollte.

Insgesamt war das Leben der Emigranten eine Verbindung von unheimlicher Freiheit und Sklaverei. Man war frei von allen Pflichten, nur zu sehr frei, denn irgendwelche Pflichten braucht der Mensch; und frei von allen Rechten.

Soviel über die Bedingungen, äussere und innere, unter denen die deutsche Literatur im Exil entstand. Sie lassen, diese Bedingungen, umso achtenswerter und in nicht wenigen Fällen umso stauenswerter erscheinen, was entstand. Es sind Perlen der Weltliteratur darunter. Es sind Werke von Autoren darunter, die den Lebens- und Geisteskampf glorreich bestanden; und dann wieder von solchen, die in Nacht und Verzweiflung endeten. Sie hatten den Glauben an die Menschheit und an ihren Platz unter den Menschen verloren.

Wie sollen wir das Verhältnis der Literatur im Exil zur Politik, zum politischen Kampf beschreiben? Nun, die literarische Emigration war eine politische von vorneherein, weil sie von politischen Ereignissen bedingt war, weil sie *n e i n* sagte zu der Politik, welche damals in Deutschland und von Deutschland betrieben wurde. Der offene Brief an einen Schweizer Kritiker, in dem Thomas Mann im Jahre 1936 sein bis dahin ambivalentes Verhältnis zur Emigration zu einem eindeutigen machte, endet mit den Zeilen aus einem Gedicht von August von Platen, die ich zitieren darf:

»Doch wer aus voller Seele hasst das Schlechte,
Auch aus der Heimat wird es ihn verjagen,
Wenn dort verehrt es wird vom Volk der Knechte.
Weit klüger ist's dem Vaterland entsagen,
Als unter einem kindischen Geschlechte
Das Joch des blinden Pöbelhasses tragen.«

Die traurig, aber schön und stolz gesetzten Worte des Dichters hätte jeder emigrierte Schriftsteller sich zu eigen machen können. Jedoch darf man, von der politischen Publizistik abgesehen, die deutsche Literatur im Exil nicht als ein Glied in der kämpfenden Front gegen die Nazis ansehen; *i h r e* Sache war, sich zu behaupten, Ueberliefertes zu bewahren, in Freiheit Neues zu versuchen; tat sie das, so leistete sie, was sie als Literatur leisten konnte. Wenn ich diese These durch das Beispiel meines Vaters illustrieren darf;

in seinem im Exil vollendeten grossen biblischen Roman herrscht das, was er selber gern »höhere Heiterkeit« nannte; ihm ist nichts anzumerken von den Bedingungen, unter denen er entstand. Das scheint mir ein Triumph epischer Kraft, ein Triumph künstlerischen Willens. Derselbe Schriftsteller, der den Roman »Joseph und seine Brüder« schuf, hat sich freilich auch wieder und wieder gedrungen gesehen, zur Politik Stellung zu nehmen, hat seiner Sorge, seinen Vorahnungen, seinem Hass und Abscheu Ausdruck gegeben in Aufsätzen und Manifesten, später in Radio-Ansprachen, die von der BBC nach Deutschland gesendet wurden. Thomas Mann hat hier zweierlei Dinge getan, die wohl beide in seinem Gesamtwerk Platz finden, die aber voneinander getrennt werden müssen, zumal er selber sie als tief voneinander unterschieden empfunden hat.

Die deutsche Literatur im Exil als solche hat keine politische Durchschlagkraft gehabt. Das, was Künstler, ihrem Wesen nach einsame, jeder für sich, arbeitende Menschen, tun, summiert sich nicht, wie die Wirkungskraft von Soldaten oder Waffen sich summiert. Wenn einzelne deutsche Schriftsteller mit den Internationalen Brigaden in Spanien kämpften, weil sie den spanischen Bürgerkrieg als einen Krieg gegen Hitler ansahen — ich will nicht fragen, ob diese Auffassung genau zutraf —, wenn sie später im englischen oder im amerikanischen Heer dienten, so zogen sie für eine Zeit den Charakter des Schriftstellers aus und zogen den des Soldaten an; zur Geschichte der Literatur gehört das nicht oder gehört doch nur negativ dazu, wenn nämlich das Gefühl vorherrschte, dass es jetzt Dringenderes zu tun gäbe, als Bücher zu schreiben.

Insoweit sie aber Politik trieben — und im Nebengeschäft tat das unvermeidlich jeder, wäre es auch nur im Gespräch — insoweit sie es taten, wäre es falsch, die deutschen Schriftsteller im Exil als unfehlbar zu betrachten. Es gab verschiedene Gruppierungen, die untereinander sich stritten; die gibt es in jeder Emigration. Es fehlte nicht an Illusionen, zumal am Anfang. Noch erinnere ich mich einer Begegnung zwischen Italienern und Deutschen, die im Sommer 1933 in Südfrankreich stattfand: die Historiker Salvemini und Ferrero, der Diplomat Carlo Sforza von der einen Seite, die Schriftsteller René Schickele, Heinrich und Thomas Mann von der anderen. Wir glaubten damals, wir würden vor Weihnachten wieder zu Hause sein, ein Regime wie dieses würden die Deutschen sich nicht lang gefallen lassen. Es waren die erfahreneren, mit dem Schicksal des Exils seit bald zehn Jahren vertrauten Italiener, die uns eines Besseren, Schlechteren belehrten.

Nachdem die Illusionen des Anfangs verfliegen waren, gerieten wir alle, ob jung oder alt, ob berühmt oder gänzlich unbekannt, in die Rolle der Cassandra; zu wissen und nicht gehört zu werden. Nicht, dass wir den Krieg herbeigesehnt hätten. Aber das wussten wir, dass mit Adolf Hitler kein Friede möglich war, dass jede Konzeption, die man ihm bot, ihn nur noch kühner und dem alten

Europa gegenüber verachtungsvoller machen würde. Man wollte nicht glauben, nicht hören. Nach so langer Zeit auf jene Erlebnisse zurückblickend, ist mir klar, was mir damals unklar war: dass Emigranten, insofern sie sich in die Politik ihrer Gastländer einmischen, niemals gehört werden, dass jede Nation ihre eigenen Erfahrungen machen muss. Bekanntlich ging es Hitlers aktiven Gegnern in Deutschland nicht besser. Jener Ewald von Kleist, der im Sommer 1938 nach London reiste, um die Regierung Neville Chamberlain zu warnen, um sie zu beschwören, in der tschechischen Frage fest zu bleiben: ein weiteres Nachgeben könnte den Frieden sicher nicht retten, wohl aber Intransigenz jetzt zu Hitlers Sturz führen — mit welcher Verachtung wurde dieser tapfere Mann in England behandelt.

Literatur im Exil bedeutet nicht Heldentum. Da, wo sie sich schöpferisch bewährte, wird man ihr durchhaltende Tapferkeit zubilligen dürfen; was etwas anderes ist. Wir haben heute in der Bundesrepublik einen Vertreter des anderen Deutschland, einen ehemaligen Emigranten, Willy Brandt, der als junger Mensch freiheits- und lebensgefährdende Wagnisse bestand. Ich könnte noch andere anführen. Doch das ist die Ausnahme, nicht die Regel; jedenfalls gehört es nicht zum Kapitel »Literatur im Exil«. Eine ähnliche durchhaltende Tapferkeit haben schliesslich auch Schriftsteller bewiesen, die aus den und den Gründen in Deutschland blieben. Wenn die Dichterin und Historikerin Ricarda Huch sich weigerte, irgend einer Nazi-Institution beizutreten, wenn sie in Einsamkeit und Armut ihr Werk fortsetzte, das auch nicht einen Schatten von Einfluss des im Lande herrschenden Geistes zeigt, dann lebte sie in einer Art von innerem Exil, das dem äusseren verwandt war, wenn auch bei anders akzentuierter Qual; und Ricarda Huch war bei weitem nicht die einzige, die so lebte. Leopold Ziegler müsste man nennen und Theodor Hecker und andere mehr. Vielleicht wäre es keine schlechte Idee gewesen, ihre Werke einer Ausstellung deutscher Literatur im Exil mit beizugeben. Ueber diese schweigende Gruppe schrieb Thomas Mann in dem schon erwähnten Brief des Jahres 1936: »Zu fragen bleibt freilich, ob nicht einer oder der andere von den Trägern dieser Namen auch lieber draussen wäre, wenn es sich machen liesse. Ich will auf niemanden die Aufmerksamkeit der Gestapo lenken, aber in vielen Fällen mögen weniger geistige als recht mechanische Gründe da ausschlaggebend sein, und so ist die Grenze zwischen emigrierter und nicht emigrierter deutscher Literatur nicht leicht zu ziehen; sie fällt, geistig gemeint, nicht schlechthin mit der Reichsgrenze zusammen. Die ausserhalb dieser Grenzen lebenden deutschen Schriftsteller sollten, so meine ich, nicht mit allzu wahlloser Verachtung auf diejenigen herabblicken, die zu Hause bleiben wollten oder mussten, und nicht ihr künstlerisches Werturteil ans Drinnen oder Draussen binden. Sie leiden; aber gelitten wird auch im Inneren...« Diese Sätze aus

dem Jahre 1936 scheinen mir bleibende Wahrheit zu haben; in ihrem Lichte schwankt noch einmal der Begriff vom »anderen Deutschland«. Das »andere Deutschland« war nicht nur im Exil, es war auch im Lande selber. Aber gleichgültig, wo es war, und wie weit es reichte, heute gilt jedenfalls diese traurige Wahrheit: das »andere Deutschland« war schwach. Es hat nicht helfen können.

Die Völker, die während Hitlers Krieg von den deutschen Heeren und, in deren Gefolge, von den Nazi-Polizeigewaltigen und Scharfrichtern heimgesucht wurden, die Bürger jener Länder, welche dem Eindringling aktiven Widerstand leisteten, auf der einen Seite, die deutschen Schriftsteller im Exil auf der anderen — sie haben gewisse Erlebnisse gemeinsam; andere nicht. Die Namen der französischen, der belgischen, der holländischen, luxemburgischen, dänischen, norwegischen, der polnischen, tschechischen, slowakischen, jugoslawischen, russischen Blutzengen stehen auf Gedenktafeln in den Städten rings um Deutschland herum. Die Opfer unter den deutschen Schriftstellern, ob sie sich selber töteten oder von den Nazis in einem der besetzten Länder gefunden, verschleppt und ermordet wurden, haben keine Gedenktafeln; und unleugbar war ihr Schicksal ein vergleichsweise passives, ein weniger heroisches. Die Völker, deren Länder okkupiert waren, hassten den Feind; wir auch; aber da wir selber Deutsche waren, so mussten wir in ein grosses Wirrsal der Gefühle geraten.

Heute, dreissig Jahre danach mögen wir wohl ähnliche Verwandtschaften, ähnliche Unterschiede der Gefühlslagen finden.

Wenn ich etwas vereinfachen darf, so nimmt die grosse Mehrzahl meiner Landsleute gegenüber den Greueln der Vergangenheit ungefähr drei Haltungen ein: Die Gutwilligen sagen: »Man muss doch auch einmal vergessen können.« Die Hochmütigen sagen: »Diese Dinge haben kein Interesse mehr.« Die Böswilligen lügen herum, schieben den Anderen, den Nicht-Deutschen die Hauptschuld zu, machen aus Adolf Hitler einen Engel des Friedens, und was noch. — Ich fürchte, dass sie sich alle irren, die Gutwilligen wie die Hochmütigen, von den Böswilligen, Blödsinnigen zu schweigen. Denn es gibt Erlebnisse, die vergisst man nicht. Die Stadt Warschau kann nicht vergessen; die Stadt Rotterdam, die Stadt Amsterdam, die Stadt Oslo kann nicht vergessen. Unter der Schicht offizieller Zusammenarbeit und politischer Freundschaft verbirgt sich darum in den Ländern West- und Nordeuropas, und gerade in den kleineren, intimer organisierten, noch immer tiefes Misstrauen gegen den deutschen Nachbarn; oder verbirgt sich nicht. Ich kann das verstehen.

Nicht völlig anders geht es vielen unter den deutschen Schriftstellern aus dem Exil, vielen ehemaligen Emigranten überhaupt, die nachhause zurückkehrten, die, in den verschiedensten Formen, mit ganzer Konsequenz oder irgendwie sich am Rande haltend, ihre nationale Identität wieder annahmen. Vergessen können auch sie nicht; ich jedenfalls, und in einer so schweren Frage darf ich nur von mir

selber sprechen, ich kann es nicht. Es gibt ein patriotisches deutsches Lied, welches anfängt: Ich hab mich ergeben, mit Herz und mit Hand, Dir Land voll Lieb und Leben . . . Ein erfolgreicher deutscher Zeitungsunternehmer hat, wie er uns wissen liess, dies Lied zu seinem Motto erkoren. Wohl ihm, dass sein derberes Gewissen es ihm erlaubt. Ich könnte es nicht, könnte dies Lied — Dir Land voll Lieb und Leben — nicht mehr singen; zu höllische Bilder drängen sich dazwischen.

Aber das Leben wollte sein Recht, die Zukunft wollte ihr Recht; was das Leben will und braucht, kann nicht unmoralisch sein. Es war auch nicht unmöglich. Man musste, trotz aller schwarzer Erinnerungen, zu einem insgesamt positiven Verhältnis zu dem Land zu kommen suchen, in welchem, oder auf welches bezogen man sich wieder zu leben entschlossen hatte; oder aber, man musste fortbleiben. Das Letztere hätte, im Grossen gesehen, nichts geholfen; denn dieses Land, Deutschland, ist ja da und es hat, wie wir erlebt haben, von seiner dynamischen Kraft auf die Dauer nicht viel verloren. Ich will Ihnen in aller Offenheit sagen, was mir die vom Leben so oder so geforderte Wendung zum Positiven praktisch möglich gemacht hat. Erstens: die simple Tatsache, dass die Geschichte der Deutschen wie die aller europäischer Völker sehr lang ist, dass jene zwölf Jahre des Wahnwitzes eben doch nur zwölf waren von zwölfhundert. Zweitens und vor allem: die tiefen sozialen, zivilisatorischen und geistigen Veränderungen, die sich in Deutschland während des letzten Vierteljahrhunderts herausgestellt haben. Sie sind offenbar. Ich brauche nur die historische Wissenschaft, so wie sie heute in der Bundesrepublik gepflegt wird mit der historischen Wissenschaft zu vergleichen, so wie sie in meiner Jugend gepflegt wurde; oder die Studenten von heute mit den Studenten von damals. Solche Veränderungen zu leugnen, wäre undankbar, und wäre unrealistisch.

Es ist mir vor ein paar Monaten geschehen, dass holländische Studenten mich fragten: welche Garantien gibt es dafür, dass Deutschland nicht wieder blutigen Unfug treiben wird? Darauf konnte ich ehrlicher Weise nur antworten: Garantien gibt es keine. Die Schatzkammer menschlicher Blindheit, menschlichen Uebermutes, menschlicher Bosheit ist unerschöpflich; niemand kann garantieren, dass sie sich irgendwo, zum Beispiel in Deutschland, endgültig erschöpft hätte. Immerhin konnte ich meine Befrager auf gewisse objektiv nachweisbare Veränderungen hinweisen. Der Pessimist würde vor allem die veränderten Machtverhältnisse betonen. Diese Veränderung ist, wie sie ist, und sie scheint mir endgültig zu sein. Aber das Argument schierer Macht ist kein erfreuliches. Es gibt erfreulichere Veränderungen in Deutschland selber und auf sie kommt es an. Das tiefe Verantwortungsgefühl, mit dem heute deutsche Naturwissenschaft sich um die öffentlichen Dinge kümmert, mit dem sie zum Beispiel die Probleme des Krieges durchforscht und warnt, die Wachsamkeit, mit der ein Projekt, wie das der Not-

standsgesetzgebung diskutiert wird, die unvergleichlich weiteren Horizonte, welche deutsche Jugend heute kennt und in denen sie denkt, die echte Empörung, die auch sie angesichts eines gegenwärtig in Südostasien tobenden ungerechten Krieges empfindet — das ist neu und erfreulich. Der Katalog des Neuen und Erfreulichen wäre ein sehr langer, wollte man ihn vollständig bieten.

Kurz wäre auch der Katalog deprimierend. Damit meine ich auch: des Erfreulichen für die Deutschen und zumal für die deutsche Jugend selber. Die Generation, der ich angehöre, erinnert sich nur zu gut der Zeit, während derer sie jung war, der zwanziger Jahre. Welche Enge damals, welche Armut, welche Düsternis überall in Europa. Noch zehn Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges war es für einen jungen Deutschen ein melancholisches, bedenkliches Abenteuer, etwa eine Reise nach Frankreich zu machen. Und zehn Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg? Und zwanzig Jahre danach? Es gibt praktisch in Westeuropa keine Grenzen mehr. Junge Bürger der Bundesrepublik können die Stipendien, die es ihnen erlauben, in fremden Ländern zu studieren, kaum alle aufbrauchen, oder haben keine Lust dazu. Wo immer sie reisen, und das gilt erstaunlicherweise sogar für Osteuropa, kommt man ihnen mit selbstverständlicher Freundlichkeit und Achtung entgegen. Kein Gedanke daran, ihnen vorzuwerfen, was ihre Väter mitverschuldeten. Wenn diese jungen Leute klagen, man erlaubte ihnen keine nationale Selbstachtung, sie seien es satt, Parias auf Erden zu sein, dann kann man nur antworten: Ihr wisst überhaupt nicht, was ihr redet. Ihr redet Unsinn, den Demagogen euch eingeblasen haben.

Nun, diese Beobachtung führt mich zu einem zweiten Katalog: dem Katalog des Deprimierenden, des Altvertraut- Unerfreulichen, ja, des Widerwärtigen. Mich ekeln der nationalistische Jargon, die demagogische Unwahrhaftigkeit und dumpfe, giftige Unbelehrbarkeit, die in gewissen Gruppierungen sich wieder hervorwagen, weil diese Gruppen spüren, dass sie wieder dürfen. Aber warum dürfen sie denn? Dass es noch Nazis in Deutschland gibt, alte und auch junge, das überrascht mich nicht. Und die Methoden sind uns reinem gewohnt; obgleich seither ein wenig hinzugelernt wurde.

Man tarnt sich, indem man der Demokratie heuchlerischen Lippendienst weiht, man preist gelegentlich sogar eine Persönlichkeit jüdischer Abstammung, indem man gleichzeitig den Antisemitismus mit den infamsten Mitteln schürt. Aber leicht ist trotz der Tarnung wieder zu erkennen, was schon einmal war: dies treffsichere Herbeieilen, wenn es irgend etwas zu verzerren oder zu verhöhnern gibt; dies Verbiegen und Fortlügen der klarsten geschichtlichen Tatsachen; dies Appellieren an dumme und niedrige Instinkte in grellen Balkenüberschriften; dies wohlige Übertreiben irgendwelcher, zum Beispiel wirtschaftlicher Schwierigkeiten, die gerade man selber schlimmer machen wird, indem man sie übertreibt, und die man auch sehr gern schlimmer machen würde, weil hier allein der Weg

zur Macht liegt — *dies und manches andere erkennt man und kennt es wieder. Und da erhebt sich in der Tat die Frage: warum verbietet man's nicht? Warum verbietet man nicht wenigstens jene zweite, revidierte und verbesserte Auflage* des »Völkischen Beobachter«? So wie man heute gewisse Krankheiten des Körpers coupieren kann; so kann man auch gewisse politische Krankheiten coupieren und an ihrer Ausbreitung verhindern, wenn man will. Politik in unserer Zeit verlangt die Luft der Öffentlichkeit. Man entziehe jenen Schädlingen die öffentlichen Medien, und sie werden nicht weiter kommen, so wie Adolf Hitler ganz gewiss nicht weiter gekommen wäre, hätte man nicht 1925 das Verbot der NSDAP aufgehoben. Er hat später von der Demokratie höhrend sagen können: »Ich habe sie mit ihrem eigenen Wahnsinn geschlagen.« Damit meinte er, er schlug sie, er erstickte sie, indem er von den Freiheiten Gebrauch machte, die sie ihm gab.

Ich kann die Gefahr nicht in einer einzigen, einstweilen den Zahlen nach doch nur geringfügigen politischen Partei oder in dem und dem Wochenblatt polarisiert sehen. Es wäre bequem, wenn es so wäre: das eine Deutschland hier, mit sechs oder acht oder zehn Prozent der Wähler, das andere Deutschland dort, mit neunzig oder zweiundneunzig Prozent der Wähler. Aber ich fürchte, dass es ganz so nicht ist. Der Blick in einen Teil der grossen, sogenannten überregionalen Presse lehrt, dass es nicht so ist. Die Gedanken, die Sprache, der Ton gewisser Persönlichkeiten, deren Charakter man als sehr öffentlich bezeichnen muss, lehren, dass es nicht so ist. Nationalismus, Neomachiavellismus, Pseudo-Konservatismus oder wie immer man diese Irrlichter nennen will, die Verherrlichung der Macht, selbst wenn man augenblicklich nicht viel davon hat, die Verherrlichung des nationalen Machtstaates, die Ueberheblichkeit, die Demagogie, der Mangel an Takt — sie sind nicht durchaus auf das eine, so ungleich geringere Lager beschränkt. Es gehen unterirdische, bewusste oder nicht bewusste Verbindungen von einem zum andern. Die Grenzen sind flüchtig.

Ich habe von zwei Katalogen gesprochen, die beide lang wären, wollte man versuchen, sie vollständig zu bieten: dem Katalog des Neuen, Erfreulichen, dem Katalog des Alten, Wiederauftauchenden, Unerfreulichen. Der Genauigkeit zuliebe, der Wahrheit zuliebe, soweit ich sie erreichen kann, sollte ich wohl hinzufügen, dass auch hier die Grenzen flüchtig sind. Ich meine: die Grenzen zwischen erfreulich und unerfreulich, die Grenzen zwischen gut und schlecht. Nicht alles, was in Deutschland althergebracht ist, ist schlecht, natürlich nicht; nicht alles, was neu ist, ist deswegen auch gut oder ohne Gefahr. Es gibt Dinge, alt oder neu, zu denen man unbedingt Ja sagen kann; es gibt Dinge, alt oder neu, zu denen man unbedingt Nein sagen muss. Und dann gibt es solche, viele, die sind ambivalent, schwankend in ihrer Bedeutung. Mit ihnen müssen wir leben, immer unsicher, und schauen, dass wir das Bestmögliche aus ihnen machen.

Ich glaube, dass die Kräfte und Bestrebungen in Deutschland, die zeitgemäss sind, die der Nation selber und allen ihren Nachbarn ringsherum gut und nützlich sind, stärker sein werden, als die Kräfte alter Überheblichkeit, Blindheit und Bosheit. Ich glaube es nicht nur, weil vieles dafür spricht, sondern auch, weil ich es glauben *will*, und weil die Gegenthese ebenso wenig wissbar ist. Politische Entwicklung ist keine Sache reiner Kontemplation. Wissen, soweit man wissen kann, muss sich hier mit Willen verbinden. Etwas wollen heisst freilich aber auch: auf der Hut sein gegen das, was man nicht will. Es ist, ich weiss es, keineswegs der Zweck dieser Veranstaltung, zu Gericht zu sitzen über ein grosses nationales Gemeinwesen, das, wie derzeit alle politischen Gemeinwesen, sich schwer tut in der Bewältigung drängender Aufgaben von enormer Komplexität, und das seit dreißig Jahren in vielen Feldern Bewunderungswürdiges geleistet hat: nicht zuletzt auch darin, dass es redlich und grosszünftig VERSUCHTE, wieder gutzumachen, was sich in der Hauptsache freilich nie wieder gutmachen liess. Es ist der viel bescheidene Zweck dieser Veranstaltung, den Blick für Gegenwärtiges ein wenig zu schärfen durch Erinnerung und, wo notwendig zu warnen aus der Erinnerung heraus. Und das ist ja wohl auch immer einer der Zwecke des Historikers gewesen. Heute können wir feststellen, daß die Opfer der Nazityrannei dennoch willens sind, in dem Land oder bezogen auf das Land zu leben, das die Heimat unserer Sprache und unserer Freunde und so vieler Überlieferungen ist, ohne die unser eigener geistiger Charakter nicht sein könnte. Unsere Bejahung bleibt modifiziert durch unsere Erinnerungen und Zweifel werden immer auf ihr lasten. Die Völker sind bereit, mit dem Nachbarland zu leben, ohne das Europa nicht sein kann, so wenig es etwas ohne Frankreich sein kann.

Natürlich können die Völker die schwarze Vergangenheit nicht vergessen. Der ist moralisch blind, der soetwas von den Opfern verlangt. Das Problem, welches darin liegt, daß die Völker dem Nachbarland befreundet sein wollen um der Zukunft und des Lebens willen, und ihm dennoch gram sind um der Vergangenheit willen, scheint mir nicht lösbar zu sein. Man muß mit ihm leben, wie mit so manchem unlösbarem Problem. Nur die Zeit kann es allmählich verwelken lassen. Religion will, es seien alle Dinge auf Erden gut eingerichtet. Das ist sterblichen Augen keineswegs immer sichtbar, aber das Kommen und Gehen der Generationen ist auch für sterbliche Augen eine gute Einrichtung. Sie eben meinen wir ja, wenn wir das allmähliche Verdämmern alter, böser, völkertrennender Erinnerungen in der Geschichte als Regel finden. Eine solche Versöhnung durch die schiere Zeit wird auch diesmal sein, wenn wir es recht machen und wenn wir Glück haben. Die Männer des anderen Deutschland, die im Exil starben, hatten kein Glück, die Befreiung zu erleben, aber ihre Werke und ihr Beispiel führen uns diese eine bescheidene Tatsache vor Augen: es gab auch damals viele, ich will

nicht sagen »gute Deutsche«, die Unterscheidung zwischen »good Germans« und »bad Germans« ist mir immer albern erschienen, aber gutwillige Deutsche, im Lande wie außerhalb, und leicht haben sie es nicht gehabt. Denken wir nur an alle diejenigen, die in den Konzentrationslagern gepeinigt wurden oder starben, an die Opfer des 20. Juli 1944, an alle diejenigen, die sich den Realitäten des Lebens anpassen mußten, die im Herzen wußten, daß das Regime der Intoleranz und des Terrors den Krieg und den Genozid hervorrufen würde, daß dies der sichere Weg in die Katastrophe sein mußte. Alle diese Männer standen auf der Seite der Freiheit; das andere Deutschland war zahlenmässig schwach; im Geist größer als man ahnen kann. Die Verführung war groß, der Widerstand dank seiner moralischen Kraft aber nicht kleiner.

